

HEYNE <

DAS BUCH

Die amerikanische Entertainerin Julie Klausner nimmt bei der Erzählung ihrer sexuellen Eskapaden und Katastrophen kein Blatt vor den Mund. Ihr großes Vorbild ist Miss Piggy aus der Muppetshow: mutig, frech, aufgedonnert, vulgär und nicht kleinzukriegen. Wie Miss Piggy ist auch Klausner jedes Mittel recht, um an die Männer ihrer Träume zu gelangen – und an deren interessantere Körperteile: Tapfer und schlagfertig stürzt sie sich in die aufreibende Männerjagd. Hier kriegt jeder, was er verdient: der Möchtegern-Indie-Rocker, der adrette Spießler, der brünstige Prolet und Kermit der Frosch. Sich selbst nimmt Klausner nicht aus und offenbart Träume und Alpträume ihrer Sturm-und-Drang-Phase. Eine Sexografie mit voller humoristischer Breitseite und von angenehmer Schärfe.

DIE AUTORIN

Julie Klausner arbeitet als Comedienne und Sketch-Autorin für das Fernsehen und am Broadway. Sie verfasst unter anderem Sketche für die legendäre Comedy-Show *Saturday Night Live*, ihre Kolumnen erscheinen in renommierten Magazinen. Julie Klausner lebt in New York.

Mehr Infos zur Autorin unter www.julieklausner.com.

Julie Klausner

**DU KANNST
MICH MAL**

Aus dem Amerikanischen
von Kirsten Borchardt und Conny Lösch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
I DON'T CARE ABOUT YOUR BAND
erschien 2010 bei Gotham Books, New York,
published by Penguin Group (USA)



Vollständige deutsche Erstausgabe 10/2012
Copyright © 2009 by Julie Klausner
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Katja Bendels
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: yellowfarm S. Freischem unter Verwendung
des Originalmotivs von © Kelly Kline
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-453-67612-1

www.heyne.de

für meine eltern

Ich liebe Euch so sehr, dass es schon lächerlich ist. Vielen Dank für Eure unerschütterliche Unterstützung bei allen meinen kreativen und persönlichen Unternehmungen und darüber hinaus. Das nächste Mal schreibe ich ein Buch, das Ihr lesen dürft, versprochen.

einleitung

Bevor es losgeht, zwei Anmerkungen zu meiner Person.

Erstens: Ich bin und bleibe Anhängerin von Comedy-Sketchen, die beginnen mit: »Was? Klingt ja total irre! Okay, ich mach's.«

Und zweitens: Ich liebe Männer, als wär's mein Beruf.

Ich liebe Männer so sehr, dass ich mir kein einziges Mal überlegt habe, einfach mal »Pause« zu machen und mich nicht mehr mit ihnen zu verabreden, mich auf andere Dinge und nicht mehr aufs Verlieben zu konzentrieren, mir in einem eher von Frauen dominierten Bereich Arbeit zu suchen oder das zu tun, was Lesben empfehlen, wenn einem das Herz gebrochen wurde. Und trotz wiederholter Anfälle von Liebeskummer, trotz Demütigungen, Blamagen und Irrtümern habe ich nie aufgehört, mich in der Rolle derjenigen zu se-

EINLEITUNG

hen, die sich bereit erklärt, irgendwas total Bescheuer-tes zu tun und sich leichtfertig und auf absurde Weise immer wieder dem eigenen Optimismus auszuliefern.

Und das aus folgendem Grund: Ich könnte niemals die Hoffnung aufgeben, mich in jemanden zu verlieben, der all die Torten wieder wettmacht, die ich bislang ins Gesicht bekommen habe. Dieses Buch handelt davon, wie frustrierend es ist, immer wieder enttäuscht zu werden, gleichzeitig aber nicht mit dem Verlieben aufhören zu können.

Ich bin von Natur aus eine Expertin darin, nachtragend zu sein. Aber ich spare mir meine Missgunst nicht bis zur endgültigen Trennung auf – es ist eher so, dass mich Enttäuschungen verfolgen wie Gespenster. Und so werde ich hier Beziehungen zu Personen betrachten, überdenken und betrauern, die auch Sie schon bald kennenlernen könnten. Ich sag Ihnen, darunter sind ein paar echte Prachtexemplare! Und dabei ist die Geschichte von dem Typen aus dem koreanischen Grillrestaurant noch gar nicht enthalten, der auf eine Bemerkung meinerseits über den in den Tisch eingelassenen Grill meinte, das Restaurant wäre perfekt für ein Blind Date, denn »wenn dir das Gesicht deines Gegenübers nicht gefällt, kannst du's einfach auf den Grillrost pressen«. Der Typ verdient ein eigenes Buch, aber ich glaube, Bret Easton Ellis hat es schon geschrieben.

Im Folgenden finden sich ausgewählte Geschichten über Männer, die stark anfangen, aber rasch nachlie-

EINLEITUNG

ßen, oder große Hoffnungen weckten, die sie in der schnöden Realität nicht erfüllen konnten, und über libidinöse Fehlgeburten, nach denen ich selbst wieder aufräumen musste, was genauso widerlich war, wie es klingt.

Ich schreibe dieses Buch nicht, um mich in meinem Kummer zu suhlen, wie die stets mit einem schlechten Gewissen behaftete Hauptfigur in den *Cathy*-Comics. Und auf keinen Fall wird diese kathartische Sammlung von »Er hat mir Unrecht getan«-Geschichten heiß serviert. Ich bin nicht PJ Harvey, und wir haben auch nicht mehr 1998. Ich habe diese von romantischen Kollateralschäden durchsetzten Geschichten aufgeschrieben, weil ich sie – jetzt, wo meine Tränen getrocknet sind – lustig finde und dadurch einiges gelernt habe, was hoffentlich bei Frauen, die ähnlich karge Männerkost gewohnt sind, auf Resonanz stoßen wird.

Und es gibt so viele *Typen*. Ich kann mich noch erinnern, wie eine Freundin zum ersten Mal einen Typen, der mir gefiel, als »Mann« bezeichnete und ich ein Gesicht zog wie Gary Coleman, wenn er fragte: »What'choo talkin' 'bout, Willis?« Einen Mann zu finden ist schwer, egal ob einen guten oder sonst einen, Typen dagegen gibt es überall. Deshalb fahren Frauen so auf Don Draper in *Mad Men* ab. Würde die Serie *Verrückte Typen* heißen, könnte Joe Pesci die Hauptrolle spielen und niemand würde sie sehen wollen.

EINLEITUNG

Inzwischen kenne ich viel mehr Frauen als Mädchen. Eine ganze Generation von uns ist auf den Flügeln feministischer Selbstermächtigung geritten, als wäre sie ein Pegasus mit Afrozöpfchen – wir wussten, dass wir schlau waren und alles durften. Das Problem ist nur, dass wir jetzt der Gnade einer Generation von Männern ausgeliefert sind, die sich anscheinend nicht sicher sind, was von ihnen erwartet wird – sollen sie doppelt verdienen oder nach einem Blowjob eine SMS schicken? Es gibt keine Traditionen oder Standards mehr, und Manieren sind wie Kinngrübchen oder Locken – sie kommen nur in einigen wenigen Familien vor.

Offenbar sind alle verwirrt.

Ich habe erwachsene Frauen wie Teenies ausflippen sehen, als sie merkten, dass ein Typ, der vermeintlich auf eine lange Beziehung aus war, Muffensausen bekam. Sein Verhalten änderte sich plötzlich total, und die Frauen fühlten sich verantwortlich, nur weil er es nach einem harmlosen Wortwechsel mit der Angst zu tun bekam. (»Ich hätte die SMS mit dem blöden Witz nicht schicken sollen!«). Es gibt Ladys, die sich lieber abschleppen lassen, anstatt nach einem Typen für eine feste Beziehung zu suchen, weil das nun mal die Krümel sind, die eine Hungernde am Leben erhalten. Frauen fühlen sich schlecht, wenn sie sich trotz aller Vorbehalte mit einem üblen Typen eingelassen haben und sich dann auch noch in ihn verknallen – nicht weil sich die Biologie durchgesetzt hat (»Ich hatte ei-

EINLEITUNG

nen Orgasmus, und jetzt mag ich ihn ganz gerne!«), sondern sie fühlen sich schlecht, *weil sie sich schlecht fühlen*. Als wäre es nicht schon genug, sich schlecht zu fühlen, weil er nicht anruft, nachdem er einem seinen Schwanz reingeschoben hat. Jetzt muss man sich auch noch schlecht fühlen, weil man sich nicht schlecht fühlen darf.

Weil wir jetzt Affären haben, nur um Affären zu haben. Weil wir wissen, worauf wir uns einlassen. Es aber trotzdem tun. Und dann doch alles ganz anders kommt.

Und anstatt einfach so zu sein wie manche Männer in demselben Alter – sagen wir mal Ende dreißig –, die nie verheiratet waren und bei denen die Uhr tickt, nur dass sie's nicht hören, weil sie ständig denken: »Meine Karriere!« oder »Sieh dir die ganzen fünfundzwanzig-jährigen Mädchen an, mit denen ich jetzt rummache, obwohl die mich auf der Highschool nie rangelassen haben!«, hören wir nicht auf zu suchen. Wir machen nicht dicht, selbst wenn wir allmählich nicht mehr unterscheiden können, ob wir tatsächlich so sind oder ob wir uns nur so behandeln lassen.

Von Natur aus optimistisch versuchen wir es immer wieder – im Glauben an die Menschheit, wie Carole King unseren Müttern riet. Und wenn wir weinen, weil nichts funktioniert, weinen wir nicht nur, weil es dem Typen, mit dem wir geschlafen haben, inzwischen scheißegal zu sein scheint, ob wir überhaupt noch am Leben sind, was weit über alles hinausgeht, das einem

EINLEITUNG

Lehrer, Eltern, Freunde und alle anderen, die wissen, wie absolut umwerfend wir sind – und die uns dazu gemacht haben –, erzählt haben, sondern auch deshalb, weil wir uns dafür schämen, dass wir weinen.

Frauen sind nun mal so veranlagt, dass sie sich an allem, was nicht rund läuft, die Schuld geben. Wir fühlen uns nicht gleichermaßen entscheidungsbefugt wie Männer, nicht mal wie fiktionale, zum Beispiel Will Hunting, der nur von Robin Williams angeschrien werden musste: »Es ist nicht deine Schuld!«, um in den Bus der Selbstachtung zu springen. Inzwischen ist es so weit gekommen, dass wir uns sofort schämen, sobald wir verletzt werden.

Wir vertrauen uns niemandem mehr an, der fragt, warum wir traurig sind, weil wir nicht von einem Standpunkt aus diskutieren möchten, den wir nicht verteidigen können. Wir haben das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, indem wir uns mit einem Mann eingelassen haben, von dem wir hätten wissen müssen, dass er uns nicht geben kann, was wir uns wünschen, und in gewisser Weise glauben wir sogar, ihn verdient zu haben.

Aber die Sache ist die: Indem man die Klappe hält, unterstützt man diese Art von Verhalten. Man erzählt seinen Freunden nicht, was passiert ist, weil man sich für das, was man getan und wie man reagiert hat, schämt, und man versucht zu rationalisieren, dass man ihn irgendwie verschreckt haben muss. Wahr-

EINLEITUNG

scheinlich lag es daran, dass man zu schnell mit ihm ins Bett gegangen ist und nicht signalisiert hat, dass man nur schwer zu haben ist. Dass man sich nicht an die Regeln gehalten und es nicht geschafft hat, wie eine Nutte einfach mit den Schultern zu zucken und zur nächsten Eroberung weiterzuziehen, als wäre dies das Einzige, was ein Mädchen machen kann.

Also zweifelt man an der eigenen Attraktivität, weil es ja einen Grund dafür geben muss, dass er einem erst nachstellt und dann das Interesse verliert. Man hat ihn zu früh angerufen oder zu häufig. Oder einen dummen Witz gerissen. Oder zu spät auf seine SMS geantwortet, und deshalb hat er nicht mehr zurückgeschrieben. Vielleicht fand er die Bücher blöd, die er bei einem zu Hause im Regal gesehen hat. Vielleicht hat's ihm die Fußnägel aufgerollt, als er das Emoticon in der letzten E-Mail entdeckte. Oder vielleicht ist er hinter das Geheimnis gekommen: dass man gar nicht geliebt werden kann, weil man nämlich bedürftig, hässlich, fett, verzweifelt, oder egal was sonst noch ist, das Männer auf keinen Fall herausfinden dürfen – selbst wenn man die Eier hat, sich weiterhin mit Leidenschaft dem Verlieben zu widmen.

Also reden wir uns ein, dass wir uns in der Kunst des Zusammenkommens und Trennens üben, in der Hoffnung, Letzteres würde von Mal zu Mal leichter fallen. Weil man mit der Übung ja gelassener wird. Wird man aber nicht.

Und jedes Mal fühlen wir uns schlechter und den-

EINLEITUNG

ken, es liegt daran, dass wir bescheuerte Idiotinnen sind, die es unbedingt weiter drauf ankommen lassen möchten.

Naja, wissen Sie was? Für eine Idiotin sind Sie ganz schön schlau. Und für Sie habe ich dieses Buch geschrieben, und für alle anderen, die so sind wie ich und trotz aller Enttäuschungen weitermachen und die wahre Liebe suchen.

Denn die muss es geben.



TEIL EINS

das war meine kindheit!

»Du bist was Besonderes!
Hör niemals auf, daran zu glauben!«
Daddy Warbucks in *Annie*

*der broadway, daddy, und was sonst noch
dagegen spricht, mich zu lieben*

Es gibt zwei Sorten von Mädchen, die es zu den eher widerlichen Typen im Dating-Pool hinzieht. Zum einen diejenigen, die von ihren Vätern ignoriert, vernachlässigt oder sonst wie zweifelhaft behandelt wurden und sich von Fieslingen dieselbe Art des Umgangs erhoffen, an die sie bereits seit Jahren gewöhnt sind. Sie lassen sich Missachtung, Anfeindungen, drastische Psychokacke, SMS-Nachrichten mitten in der Nacht, die mit »Hey, bin grad in der Gegend ...« anfangen oder lange Phasen totaler Abwesenheit von Männern gefallen, die sich so benehmen, wie sie vor Urzeiten mal gelernt haben, dass ein Junge ein Mädchen behandeln sollte. Ein paar von diesen Mädchen strippen. Einige davon strippen sogar künstlerisch wertvoll. Und viele sorgen bei Essenseinladungen für eine Superstimmung am Tisch.

Die andere Sorte Mädchen, die im tiefen Tal der Hornochsen verweilt, weiß, dass sie eigentlich was

Besseres verdient hätte. Das sind die mit den tollen Dads; diejenigen, die von Anfang an schlechte Karten haben, weil sie wissen, dass die Männerabteilung nichts Vielversprechenderes zu bieten hat als den Kerl, der ihnen das Fahrradfahren beibrachte; die Prinzessinnen, die ausschließlich im Heute la-la-la-la-la-la-leben, da sie wissen, dass Daddy sie mit verschwenderisch viel Aufmerksamkeit verwöhnen wird, wenn sich das Arschloch der Woche wieder aus dem Hühnerstall verzogen hat. So ein Mädchen hat längst einen hochanständigen Mann in der Hinterhand, sodass sie im Verehrerbereich auf keinen Multitasker angewiesen ist – ähnlich wie es einem verheirateten Mann egal sein kann, ob sich seine Geliebte mit seinen Freunden versteht. Diese Kategorie von Mädchen, zu der ich mich selbst zähle, tendiert dazu, sich mehr als das normalerweise zugestandene Maß an Bullshit gefallen zu lassen, und wenn auch nur, weil sie zu stur ist, um sich mit dem Gedanken anzufreunden, dass auch die wunderbarsten Dinge irgendwann ein Ende haben.

Mein Dad war der erste Mann, den ich je so geliebt habe, dass es wehtat. Er war immer da, angefangen beim Frühstück, wenn wir bei einer Schale Cornflakes über die aktuellen Ereignisse des Tages sprachen, bis zu den verheerendsten Katastrophen, beispielsweise als mir damals im Alter von zehn Jahren etwas ganz Fürchterliches zustieß und ich in der zweiten Bewerbrunde für die Gemeindefeateraufführung von *Annie* rausflog.

DAS WAR MEINE KINDHEIT!

Ich betrauerte mein verpfushtes Leben, während mein Vater und ich im familieneigenen Toyota Cressida über den Sprain Parkway nach Hause rasten. Die Abfahrt nach Briarcliff Manor lag bereits zwanzig Minuten hinter uns, als ich endlich aufhörte zu schluchzen. Mein Dad, der Mitgefühl zeigen wollte, meinte, ich sollte Radio hören, das würde mich ablenken. Ich starrte aus dem Fenster und sah meine Träume zerplatzen.

In meinem zehnjährigen Gehirn war ich fest davon überzeugt, dass mir ein Auftritt in der Titelrolle der Annie zu einem endgültigen, köstlichen, unüberbietbaren Triumph verholfen hätte. Ich wusste, dass ich die Rolle besser spielen konnte als alle anderen in meinem Alter aus dem Ferienlager und der Schule. Zumal bei dieser Aufführung – bei der ich schließlich nicht mitwirken durfte – *echte Erwachsene* die älteren Figuren übernehmen sollten; Erwachsene wie Oliver Warbucks, der Milliardär, und Lily St. Regis, das leichte Mädchen mit der Piepsstimme. Dadurch wurde meine Zurückweisung noch schlimmer.

Wie so viele Streberkinder fühlte auch ich mich damals ein bisschen zu erwachsen. Ich rang um die Aufmerksamkeit meiner Lehrer und der Freunde meiner Eltern, als könnten sie mich vor der Gesellschaft gleichaltriger Kinder bewahren und mich mit einem Minivan in das gelobte Land der Eileen-Fisher-Tuniken und Merlottrinker befördern. Ich wollte mich unbedingt in Gesellschaft Älterer bewegen. Und die-

ses Stück – nicht einfach irgendein Stück, sondern *Annie*, der Inbegriff des Achtzigerjahre-Musicals über Narzissmus und das Streben nach Glück – schien die perfekte Chance, mit Erwachsenen zusammenzuarbeiten. Leuten mit Girokonten und Schamhaaren! In meinem beispiellosen Ehrgeiz verzehrte ich mich danach, mit einem richtigen erwachsenen Mann mit kurzgeschorenem Haar oder falscher Plastikglatze Händchen zu halten und im Wechsel zu trällern: »Ich bin arm wie eine Kirchenmaus!« »*Ich bin reicher als Midas*«, und so den Hauptunterschied zwischen Annie und Oliver Warbucks musikalisch darzustellen.

Allerlei blöde Fantasien paradierten damals mit lachhafter Regelmäßigkeit durch meinen Kopf und stützten meine Argumentation, die ich mir Punkt für Punkt aufbaute in dem Versuch, meine Eltern davon zu überzeugen, dass sie mich dringend zu dem Vorsprechtermin bis nach Yorktown kutschieren mussten. Sie ließen sich tatsächlich darauf ein, und während ich mit fünf anderen Drittklässlerinnen die ersten beiden Takte von »Tomorrow« runternudelte, unterhielt sich meine Mutter mit den anderen Bühnenmüttern. Meine Mom hat mir immer Mut gemacht, aber eine Mama Rose war sie nicht: Sie war der Meinung, seine Zeit bei kostenpflichtigen Vorsprechterminen zu verschwenden oder Schauspielschulen Geld in den Rachen zu werfen, die ihre Schüler mit Hausaufgaben versahen wie »Geh in den Zoo und beobachte ein Tier«, wäre höchstens was für nicht sehr schlaue Kinder.

DAS WAR MEINE KINDHEIT!

Zu meiner großen Überraschung überzeugte ich in Runde eins der Proben, sodass ich zwischen jenem ersten Abend und drei Tagen später, als mich mein Dad zum zweiten Vorsprechtermin fuhr, längst überzeugt war, die Rolle in der Tasche zu haben. Ich hatte bereits meine Kurzbiografie für das Programmheft entworfen, in der Formulierungen wie »das Mädchen mit der Goldkehle« und »mit unendlicher Dankbarkeit« vorkamen, meine Rede für die bevorstehende Verleihung des Tony Award geschrieben, in der ich meinen Feinden eine böse Abfuhr erteilte (»Wer ist hier fett und zurückgeblieben?«), und auch schon mal geübt, Autogrammkarten mit meinem selbst gewählten Künstlernamen zu unterschreiben: »Kitty Clay« – ein Name, der eigentlich einer auf die Darstellung von Prostituierten spezialisierten Charakterschauspielerin aus den fünfziger Jahren besser gestanden hätte als mir. Mein Absturz war dadurch nur umso tiefer.

Mein Vater, der völlig schief zu »Up On The Roof« auf 101.1 CBS-FM mitsummte, war insgeheim froh, das ich es nicht geschafft hatte. Nicht weil er mich in meinen schauspielerischen Bestrebungen nicht ermutigt hätte; zu behaupten, er habe mich »unterstützt«, wirkt angesichts des Stolzes, mit dem er mich auf der Bühne bewunderte, stark untertrieben. Er sah stets gebannt zu, schärfte mir ein, dass ich zum Star geboren bin, und achtete darauf, dass ich bei Schulaufführungen immer in der ersten Reihe stand. Außerdem hielt er immer zuverlässig Blumen und Lob

parat, auch wenn alles in die Hose ging. Zum Beispiel, als mir die Pianistin in der allerletzten Minute eröffnete, dass sie die Noten zu *Gypsy* nicht dabei hatte und ich mich gegen »a capella« und »gar nicht« dafür entschied, mit voller Hingabe »Rose's Turn« zum Besten zu geben. Begleitet wurde ich dabei von einer Aufnahme der Produktion mit Tyne Daly einschließlich Zwischenrufen von Claudia Teitelbaum, die »Yeah!«, »You like it!« und »Well, I got it« schrie, was für ein achtjähriges Mädchen schon hart an der Grenze zur Performance Art war.

Nein, mein Dad war einfach erleichtert, als ich die Rolle nicht bekam, weil er jetzt nicht länger den Chauffeur spielen musste. Die Fahrt von Scarsdale nach Yorktown Heights, wo die Proben stattfanden, dauerte anderthalb Stunden, und wäre ich als Annie besetzt worden, oder auch nur als eines der Waisenkinder – eine entmotivierende Möglichkeit, die mir nicht mal ansatzweise in den egoman verklärten Sinn gekommen war –, hätte er mich an fünf Tagen in der Woche hin und her kutschieren oder das Risiko auf sich nehmen müssen, mir mit seiner Weigerung das Herz zu brechen. Der Klang des Wortes »Nein« war stets ein Schock für mich, wenn er meinem Dad über die Lippen kam, ob es sich nun auf einen dritten Keks oder die Realisierung einer grandiosen Wunschvorstellung bezog. Meine Mutter sagte mir Wochen später, als ich mich endlich beruhigt hatte, dass sie mich sowieso nicht zu den Proben gefahren hätten, auch

wenn ich es geschafft hätte. Beim ersten Vorsprechtermin hätten sie sich lediglich noch eine »Kommt Zeit!«-Haltung zu eigen gemacht. Meine Mom, die stets davon ausging, dass ihre Gesprächspartner mit dem Sprichwort-Kanon vertraut waren, führte angefangene Redewendungen nie zu Ende. Bei ihr hieß es immer »Was du heute kannst« oder »Der Apfel fällt nicht weit«, was ein zutiefst verwirrender Ratschlag in den Ohren eines kleinen Mädchens war, das einfach nur dahinterkommen wollte, weshalb Andrea Blum ihre Doritos gestohlen hatte – eine allseits äußerst beliebte Klassenkameradin, deren Mutter ein hinterhältiges Monster mit so stark gelifteten Augen war, dass sie aussah wie eine Koreanerin. Ich dachte damals, an der Aufführung teilzunehmen hätte mich von dem sozialen Druck befreien können, dem ich mich in der Solomon Schechter Hebrew School täglich unter dem Einfluss der französisch manikürten jüdischen Alphamädchen ausgesetzt sah und den ich tapfer ertrug. Ich hatte es so satt, Zielscheibe von Andrea Blums spöttischem Grinsen zu sein, von den drei Lizzies, Shapiro, Steinberg und Strauss einmal ganz zu schweigen – die Mädchen mit der schönsten Sonnenbräune, den längsten Wimpern und den kratzigsten Benetton-Pullis der ganzen Jahrgangsstufe, deren altkluger Sarkasmus nur von den Mädchen mit den langsam knospenden Brüsten auf der Junior High übertroffen wurde. Ich hatte diese Rolle so unbedingt haben und mich mit einem »Bis später, ihr Versager!« von ihnen allen

verabschieden wollen. Sie hätten mir von den billigen Plätzen aus zusehen dürfen, dachte ich. Und ich hätte mit einem erwachsenen Mann und einem lebendigen Hund auf der Bühne gestanden. Das Schluchzen nahm kein Ende.

Mein Dad, der jetzt kleinlaut bei »Under the Boardwalk« mitpfiff, meinte, ich sollte mich entspannen. Das war ein guter Ratschlag, den ich leider in keiner Weise beherzigen konnte, da ich völlig hysterisch war. Wie hatte es nur zu einer solch entsetzlichen Fehlentscheidung kommen können? Als ich zur offenen Abstimmung eintraf und merkte, dass ich die einzige Rothaarige unter den Vorsprechenden war, dachte ich, ich hätte die Rolle in der Tasche. Schließlich weiß jeder, dass Annie rote Haare hat, und wer will schon einem gesunden Kind, das nicht unter Leukämie leidet, eine Perücke aufsetzen? Ich war bereit, hatte zum Film und auch zum Album der Broadway-Show Stepptanz geübt und Annie beziehungsweise mir von Albert Finney beziehungsweise Reid Shelton versprechen lassen, er würde für einen wolkenlosen Himmel keinen Sonnenschein brauchen: »*I don't need anything but you!*«

Im wirklichen Leben braucht ein kleines Mädchen mehr als ihren Dad, auch wenn es sich um Oliver Warbucks, den steinreichen Plutokraten handelt, dessen Herz sich nur angesichts des Optimismus einer kleinen Stadtstreicherin mit Karottenkopf erweichen lässt. Aber mein Dad, der in mir eine so starke Liebe zum Musical geweckt hat, dass ich bis heute keine

DAS WAR MEINE KINDHEIT!

Aufnahme von *Sunday in the Park with George* hören kann, ohne in Tränen auszubrechen, hat mir, als ich klein war, den Eindruck vermittelt, er sei der einzige Mann, den ich je brauchen würde.

Mein Vater ist ein untersetzter Buchhalter von bescheidener Körpergröße mit Bronx-Akzent und einer kahlen Stelle auf dem Kopf. Er ist ein Mann, der mit den Augen lächelt. Einfache Geschichten wie »Ich habe heute gesehen, wie ein Golden Retriever mit einem Spielzeug im Maul über die Straße gelaufen ist« amüsieren ihn. Und er ist ein unglaublich herzlicher Mensch: Wenn er einem die Hand schüttelt, packt er sein Gegenüber höchstwahrscheinlich gleichzeitig an der Schulter, und immer, wenn er beim Essen einen Witz reißt, sieht er mich an, damit ich auch ja mitbekomme, dass er nur mir zuliebe herumblödelte. Er behielt mich immer im Auge, achtete darauf, dass ich zu Hause anrief, wenn ich bei einer Freundin übernachtete oder in die Stadt fuhr, und immer, wenn ich mich gegen seine Protektivmaßnahmen zur Wehr setzte, erwiderte er schlicht: »Du bist meine einzige Tochter«, was für mich bedeutete, dass ich der einzige Mensch auf der ganzen Welt war.

Mein Dad war es gewohnt, die Rolle des Patriarchen zu übernehmen, seit sein Vater – nach dem ich benannt wurde – recht jung an einem Herzinfarkt gestorben war. Er ist der mittlere von drei Söhnen und, soweit ich das beurteilen kann, in seiner Jugend ein ziemlicher Krawallbruder gewesen. Eine der markan-

testen Eigenschaften meines Vaters, was vielleicht eigentümlich erscheinen mag, ist seine ausgeprägte Vorliebe für Musicals. Von seiner allerersten Broadway-Show spricht er bis heute: *Li'l Abner*, ein Stück, das wie *Annie* auf einem steinalten, lächerlichen Comicstrip basiert. Er erinnert sich noch, wie er damals mit leuchtenden Augen im Parkett saß und den Mund vor Staunen nicht mehr zubekam, während die Schauspieler den Publikumserfolg »Jubilation T. Cornpone« schmetterten. Doch obwohl mein Dad Musicals immer geliebt hat, wollte er sich nie als Schauspieler versuchen. Selbst wenn er eine Melodie hätte halten können, so ist es einfach nicht seine Art, sich ins Rampenlicht zu stellen. Er ist eher der Typ Beleuchter.

Es ist ein falsches Klischee, dass alle schwulen Männer Musicals lieben, aber vielleicht lässt sich verallgemeinernd sagen, dass es wahrscheinlich nicht wahnsinnig viele heterosexuelle Männer unter fünfzig gibt, die in Begeisterungstürme verfallen, wenn man ihnen erklärt, dass der Abend mit einer Taxifahrt an den Times Square beginnen und mit einer Verbeugung von Tommy Tune enden wird. Der typische heterosexuelle Mann verabscheut das Gepränge eines Musicals: den schalen Humor, die Darsteller, die in zärtlichen Szenen lautstark anfangen Balladen zu trällern, das Gekünstelte daran, das einerseits hoffnungslos überholt wirkt und andererseits von zweifelhaftem Geschmack zeugt. Was mir persönlich unglaubliche Freude bereitet – der Humor, der so schlecht ist, dass

er schon wieder gut ist, oder wenigstens witzig – ist eine Sprache, die so mancher mädchenliebende Junge nicht versteht, abgesehen von bestimmten Heteros wie teeschlürfenden Aficionados des öffentlich-rechtlichen Fernsehens und Schauspielern, die per definitionem schwul sind, weil alle Schauspieler tierisch auf sich selbst abfahren.

Ich war ungefähr elf Jahre alt, als mir, kurz nachdem ich die Rolle der *Annie* nicht bekommen hatte, klar wurde, dass meine Fähigkeiten zu singen, zu tanzen und ein Publikum in meinen Bann zu ziehen – zu dem auch mein Vater gehörte, das sich aber keinesfalls auf ihn beschränkte – lange noch keine Garantie dafür waren, dass es mir gelingen würde, Männer zu verführen. Zwanzig Jahre später, als ich mich längst vom Musical ab- und meiner Tätigkeit als Autorin zugewandt hatte, merkte ich, dass witzig sein auch nicht weiterhalf.

Damals im Ferienlager spielte ich mit aufgemaltem Schnurrbart als Junge verkleidet Rusty Charlie in einer Aufführung von *Guys & Dolls*. Ich sang das Stück mit dem unglaublichen Titel »Fugue for Tinhorns« und trug dabei ein Herren-Tweedjackett und einen französisch geflochtenen Zopf, den mir einer der Betreuer unter meinen Bowlerhut aus Plastik gestopft hatte – als wäre ich Teil einer perfiden Wette, die verlangte, dass ich auf keinen Fall hübsch aussehen durfte. Damals war ich jedoch absolut zuversichtlich, dass

mein Auftritt – mit oder ohne Schnurrbart – den Deal mit dem Jungen, mit dem ich bis dahin lediglich geflirt hatte, perfekt machen würde. Sein Name war Evan Pringsheim und er stammte aus dem exotischen Chapapaqua. Wir waren als Paar abgestempelt, seit ich in meinem Schlafsaal erzählt hatte, dass mir sein Gesicht gefiel – ein pikantes Tratschdetail, das Evans Freunden zugetragen worden war, die sich daraufhin wie Angehörige eines Kannibalenstamms in einer Reihe aufstellten, um dem brodelnden Schlund eines Vulkans eine Jungfrau darzubieten. »Los, mach's!« schrien sie im Sprechchor und schubsten ihn mir mit knallrotem Gesicht entgegen. Ich war entzückt. Jetzt gehörte er mir, ganz allein mir!

Während unserer nachmittäglichen Treffen zog ich alle Register. Ich erzählte Evan Witze aus den »Truly Tasteless«-Witzsammlungen und davon, wie ich meinen Zahn verloren hatte. Dabei trug ich stets mein treffsicheres Köderoutfit: das neonpinkfarbene T-Shirt mit dem bananengelben Schriftzug LA JOLLA, CALIFORNIA und meine »schicken Shorts« – eine tödliche Kombination, vergleichbar mit einem Bustier-Nahtstrumpf-Ensemble. Und dabei hatte mich Evan noch nicht einmal geküsst. Ich wusste, wenn er mich mit »Fugue« sehen würde – wenn alle Gangster gegeneinander ansingen und sich die Namen der Pferde, auf die sie wetten wollen, an die Köpfe knallen – würde er mir gehören.

Ich sollte mich irren. So wie Hitler sich geirrt hat-

te. Aber für ein paar Stunden an jenem Abend, in denen ich gut gelaunt und abgelenkt auf der Bühne des Ferienlagers stand, vermisste ich meinen Vater etwas weniger. Am Ende der Show sagte Evan nichts. Ich glaube, er wollte auf seine Art nett sein, so tun, als sei nichts gewesen. Als hätte er nicht dort sitzen müssen und seine Freundin mit aufgeschminktem Schnurrbart singen hören: »*Just a minute, boys! I've got the feed box noise! It says the great-grandfather was Equipoise.*« Vielleicht hatte er sich gedacht, wenn er so tat, als sei nichts gewesen, würde er es eines Tages doch noch schaffen, eine Erektion zu bekommen.

Evan hatte etwas Peinliches in etwas Unsichtbares verwandelt, und seine Nichtreaktion auf mein ehrgeiziges Unterfangen war nur das erste Ereignis in einer langen Kette, die sich zu einem lebenslangen Trend auswachsen sollte. Solange ich mich erinnern kann, musste ich den Drang niederkämpfen, Jungs hinterherzurennen, die sich mir gegenüber gleichgültig zeigten. Das ist alles andere als ladylike.

Don Juan und Alexander Portnoy sind zum Beispiel Männer, die von vornherein keinen Hehl daraus machen, dass sie verrückt nach Mädchen sind. Ich aber verliebe mich so, wie fette Menschen Hunger haben. Wenn ich verknallt bin, komme ich mir vor wie Divine in *Hairspray*, die alle in ihrer näheren Umgebung warnt, dass die Wirkung ihrer Diätpillen nachlässt. Mein anhaltendes Streben nach den Opiaten, die nur in männlicher Zuwendung enthalten sind, herrlicher

männlicher Zuwendung, hat mich lebenslang zu ungeschicklichem und lächerlich demütigendem Verhalten verurteilt.

Evan Pringsheim aus Chappaqua war der erste von vielen Möchtegern-Schönlingen, die nicht in der Lage waren, die Mauer zu umschiffen, die Daddy rings um mich herum errichtet hatte und deren Steine von einem Mörtel aus Tanz und Musik zusammengehalten wurden. Als mich Evan Ende des Sommers sitzenließ, heulte ich wie damals im Wagen meines Vaters und flüchtete mich zu Hause in die tröstenden Arme meiner Eltern und meines Bruders, der mir nach meiner ersten Trennung erklärte: »Männer sind Abschaum.«

Ich nahm mir diese Erkenntnis zu Herzen, fühlte mich nach meiner Liebesschlappe dadurch aber auch nicht besser. Ich wollte eben einfach nur einen Freund haben, okay? So wie ich an meinem Geburtstag Schokomüsli frühstücken und die Barbie namens Miko haben wollte, die angeblich aus Hawaii kam und einen gebatikten Badeanzug trug.

Aber Jungs und Theaterrollen kann man leider nicht einfach aus dem Regal ziehen und zur Kasse tragen. Man muss da raus, acht Takte singen und abwarten, ob man für den Job geeignet ist. Und wenn's nicht gut läuft? Dann muss man darauf achten, dass jemand in der Nähe ist, der einen liebt und daran erinnert, dass es immer auch noch eine andere Show geben wird.

*Kermit der Frosch
ist ein schlechter Freund*

Als der *Muppets*-Film Anfang der achtziger Jahre im Fernsehen gezeigt wurde, haben meine Eltern ihn mit unserem alten Videorekorder aufgenommen. Ich habe die Kasette so häufig eingelegt, dass sie zum Schluss ganz ausgeleiert war, so viel Spaß hatte ich an den Abenteuern von Kermit und seinen Freunden, die vor Doc Hopper, dem Besitzer eines Froschschenkel-Restaurants, fliehen mussten und zu den Klängen von Electric Mayhem tanzten. Ich hatte unglaubliche Ehrfurcht vor Madeline Kahn, Carol Kane und Cloris Leachman die dort als Gäste auftraten, und ich gebe dem Film noch immer die Schuld an meiner Schwärmerie für Austin Pendleton. Aber mehr noch als alles andere wollte ich genauso sein wie Miss Piggy. Sie war *ma héroïne*.

Ich war ein tapferes kleines Mädchen, aber mit den wilden Ikonen der Kinderliteratur wie Pippi Langstrumpf oder der Spionin Harriet hatte ich nichts am



Julie Klausner

Du kannst mich mal

Meine Erfahrungen mit Indie-Rockern, Großunternehmern, Pornographen, Verbrechern, sensiblen Hipstern und anderen Typen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-67612-1

Heyne

Erscheinungstermin: September 2012

Männer? Kenn ich!

Witzig über Sex schreiben können nur wenige. Julie Klausner ist es gelungen. Was ihr Buch so besonders macht: Männer und Frauen kriegen hier gleichermaßen ihr Fett weg. Charmant und versaut erzählt Klausner, wie sie nach zahlreichen amourösen Verirrungen und romantischen Kollateralschäden schließlich ihren libidinösen Frieden findet. Ihre Chronik würzt sie mit Seitenhieben auf Popkultur und Spießertum. Hier kriegt jeder, was er verdient: der Möchtegern-Indie-Rocker, der adrette Spießler, der brünstige Prolet und Kermit, der Frosch. Eine Sexografie mit voller humoristischer Breitseite und von angenehmer Schärfe.